

Militärpfarrer Christopher Schuller

Zweiter Sonntag nach Epiphanias, 18. Januar 2026, 10 Uhr

Predigt zu Jeremia 14, 1-9

Jeremia ist ein Prophetenbuch über gesellschaftliche Katastrophe. In der Form, in der wir das Buch haben, ist die Katastrophe schon ein abgeschlossenes Ereignis. Sie dauert nicht mehr an, aber die Wunden sind frisch und die Gefühle roh. Von 587 bis 586 v. Chr. haben die Babylonier das Land erobert, Jerusalem zerstört, und auf jeden Fall die gebildete Schicht – wohl auch noch andere – nach Babylon zwangsumsiedelt. Ob das jemals wieder gutgemacht werden kann; ob ihr Volk überhaupt eine Zukunft hat – das wissen die ersten Autorinnen und Autoren dieses Buches nicht. Sie fragen sich, und das Buch fragt noch laut: Wäre die Katastrophe zu verhindern gewesen? Warum wurde es nicht verhindert? Und was sagt das über Gott aus?

Die Haltung, die durch den Namen Jeremia personifiziert wird, ist eine der bitteren Kritik. Das Gesellschaftsmodell – das jüdische Königreich – ist gescheitert. Die Institutionen sind gescheitert. Jeremia ist wütend, traurig. Sehenden Auges ist sein Land ins Desaster spaziert. Und unhöflicherweise hat es JHWH unterlassen, den Superman zu geben und kurz vor dem Abspann alles zum Guten zu drehen.

*

Manchmal muss man Steine umwälzen, um einen Bibeltext mit der Gegenwart zu verbinden. Aber manchmal springt ein prophetisches Wort in unsere Zeit ganz von sich alleine, wie ein Lichtbogen zwischen zwei Stromleitungen. Und ein bisschen so geht es mir mit dem Wort, das Gott zu Jeremia sagte über die große Dürre. Und beim Lesen fühle ich physisch die Hitze und Trockenheit dieser Dürre, weil wir ja auch in der großen Dürre leben. In wie viele Katastrophen läuft meine Gesellschaft gerade sehenden Auges? Und diese Gefühlslage der Verzweiflung, sie ist so spürbar: Es ist nicht nur die trockenen Brunnen oder der ausbleibende Regen oder die kahlen Höhen, wo kein Gras wächst – das Jeremia-Bild zeichnet auch das Scheitern und die Scham der Menschen, die diese Katastrophe durchmachen. Die Trockenheit ist das eine Desaster – das zweite Desaster ist aber die menschliche Reaktion darauf.

So gesehen ist Jeremia 14 ein Text über die Gegenwart, wie es ein biblischer prophetischer Text nur sein kann. Er ist ein Text über eine Gegenwart, in der manch ein Desaster von außen und von innen droht, manch ein Desaster schon eingetreten ist, – ein Text über eine Katastrophenlage, die darüber hinaus die zum Himmel schreiende Frage provoziert: Warum tut keiner was dagegen? Die große Dürre ist schon Angriffskrieg und Klimakrise und Neofaschismus und Vermehrung der Milliardäre – aber sie ist auch unser Ausweichen, unsere verhüllten Häupter, unsere abgewandten Blicke, unsere kleinmutigen Antworten auf diese Dinge.

Ich lese hier über die verhüllten Häupter, ich höre die Hilferufe nach einem Gott, der eingreift – und ich erkenne mich selbst. Ich fühle mich wie einer, der in der großen Dürre der Gegenwart steht und denkt – und auch manchmal schreit – es ist doch offensichtlich, was wir tun müssen, warum tun wir es nicht?

Und mein ganzes erwachsenes Leben höre ich immer wieder, warum das nicht geht. Warum wir die großen Probleme, die drohenden und eintretenden Katastrophen unserer Zeit nicht wirklich anpacken können. Seit ich politisch hören und denken kann, erzählt man mir: Du Einzelmensch bist mit deinem Kleinwagen schuld an der Erderwärmung. Wir können es nicht riskieren, die Ukraine wirksam zu schützen. Ein Verbot wurde die Rechtsextremen nur stärken. Es gibt einfach nicht genug Geld für einen gerechten Sozialstaat.

Und das sind alles Lügen. Das sind alles Feigheiten, verkleidet als Naturgesetze. Die große Dürre ist auch: Wir wissen das alle in unseren Herzen. Die Entscheidungsträger erst recht. Und dieses anfangende Jahr, dieses bisher kurze Jahr, das uns bisher keine Pause von der Dringlichkeit einer sich zerfasernden Welt- und Weltordnung gewährt hat, dieses Jahr zeigt uns in wenigen Wochen wie es klingt, „wenn unsere Sünden uns verklagen.“ Wenn wir nicht nur den ausbleibenden Regen erleiden müssen, sondern unsere beschämende kollektive Unfähigkeit, das Problem beim Namen zu nennen oder etwas dagegen zu unternehmen.

(Seufz.)

Und nun, liebe Sonntagsgemeinde des Berliner Doms, käme es unerwartet, wenn ich hier stünde und euch sagte, ich bin inmitten der großen Dürre absolut hoffnungsvoll und guter Dinge? Es wäre auf jeden Fall die Wahrheit.

Auch Jeremia hat in diesem Text seinen ansonsten kräftigen Klagemodus verlassen. Sein Katastrophenbild ist schonungslos, aber das Katastrophenbild ist nicht seine Pointe. Der Prophet, der sonst Sturm läuft gegen die Trägheit seines Volkes und dessen Institutionen, tritt hier als Fürsprecher, als Fürbeter gegenüber einem Gott auf, den er als verwirrter Tourist oder fauler Superheld sieht. Ihr habt V. 8 vor euch, in der Luther-Übersetzung steht du bist der Trost Israels, aber besser wäre: Du bist die Hoffnung oder die Quelle. (Das Wort Miqwe im Original bedeutet beides.) Bei diesem Gott ist die Quelle der Rettung aus der Krise, diese Quelle ist nur noch nicht aktiviert.

Ich stimme ihm zu, dass Gottes Hoffnung die Hoffnung auf einen Ausweg aus der Dürre ist. Aber Jeremias Hilferuf ist mir ehrlich gesagt zu viel Warten. Meine Auffassung von Gottes Hoffnung ist anders. Hoffnung ist kein frommes Warten darauf, dass Gott die Welt repariert. (Sorry, Jeremia.) Hoffnung ist auch nicht Ausharren in der verlorenen Welt bis wir alle sterben und im Paradies landen. (Sorry, Paulus.) Mein Bild von der Welt, wie ich es vorhin skizziert habe, war vielleicht unvollständig; denn jedes düstere Weltbild, ob vom Propheten oder vom Pfarrer skizziert, ist unvollständig, wenn nicht dazugehört, dass die Welt noch nicht vollständig und noch nicht fertig ist. Die Welt ist doch etwas, was noch wird, die Geschichte – auch unsere Geschichte als Gesellschaft, als Volk, als Land, wird noch fortgeschrieben.

Mein christlicher Glaube hat schon eine Antwort auf Jeremias Frage an Gott, wo er bleibe und was er tue. Ich bin normalerweise zu reformiert für so was, aber ausgerechnet heute bin ich froh, dass Weihnachten noch da steht: ein Baum und eine Krippe als Sinnbild für ein historisches Ereignis: Dass das Wort Gottes in Menschenform in die Welt kommt und uns das schönste und gerechteste aller Welten zeigt und sagt: Folgt mir dahin.

Das heißt: Wie es uns geht, wohin wir sehenden Auges laufen, ist ein offener Prozess mit offenem Ausgang. Die Katastrophen – um die große Jeremia-Frage zu beantworten – können verhindert und beendet werden. Jeden Tag in dieser Stadt und in diesem Land und auf diesem Planeten werden die Katastrophen der Dürre und des Kleinmutes bekämpft von Menschen, die die schöne und gerechte Welt der Zukunft vor Augen haben und dahin handeln – und in dem sie das tun, schöpfen sie die Welt mit, wie Gott uns dazu gekrönt hat.

Leute, in dieser großen Dürre sehnen wir uns alle nach einer Welt, die nicht von Herrschaft und Verzweiflung bestimmt ist. Und die Hitze dieser Sehnsucht kommt auch von dem Bild der besseren Welt, die wir als Christen haben – von unserem vorausschauenden Bewusstsein dafür, wie schön es sein könnte, wie schön es sein wird, wenn sein Reich kommt.

*

Ich bin mir sicher, dass es nach der großen Katastrophe des 6. Jahrhunderts vor Christus Menschen gab, die in den Trümmern von Jerusalem standen und fest entschlossen waren, eine bessere Welt zu bauen. Ein Hauch von diesem Gefühl kennen wir Deutschen aus der eigenen neueren Geschichte. Und wir, die wir an Auferstehung glauben, wissen, dass kein Unrecht das letzte Wort haben muss. Dass wir die Dürre beenden müssen und können, anstatt daraus zu flüchten.

Es sind Taten der Gnade und der Nächstenliebe, die Widerstand leisten gegen Herrschaft und Verzweiflung. Auch in unseren eigenen Herzen. Wir wissen was gut ist. Und jede dieser noch so kleinen Widerstandstaten der Gnade und Nächstenliebe gegen die Dürre: Das sind kleine Apokalypsen, Offenbarungen der kommenden Welt, Funken des Gottesreichs, die wieder in die Geschichte einbrechen. Die Geschichte, die noch andauert, die noch offen ist. „Du bist ja doch unter uns, Herr, und wir heißen nach deinem Namen,“ – und wir schöpfen noch mit.

Amen.